

DIE ZEIT – Werder und die Wissenschaft

Spiewak

DIE ZEIT

12/2004

Werder und die Wissenschaft

Von der roten Kaderschmiede zur angesehenen Forschungsuniversität: Was andere Hochschulen von Bremen lernen können

Von Martin Spiewak

Ältere Kollegen hatten ihn gewarnt. An der Bremer Universität eine Professur annehmen? Da habe er als Assistent in Tübingen und nach zwei Jahren Forschungserfahrung in Harvard wohl Besseres verdient. Aus Bremen kommt man nie wieder weg, gaben die Mahner zu bedenken. Michael Zürn nahm die Stelle dennoch an. Mit 34 Jahren, ohne Habilitation, wurde er Professor an einer Hochschule, die in der Politologie in den Ranglisten stets auf einem der letzten Plätze landete. Das Profimobil nennen die Bremer diese multimediale Rikscha. Mit Kurzvorträgen im Gepäck radeln Forscher durch die Hansestadt © Fotos: Hochschule für Künste, Bremen

Das ist zehn Jahre her. Heute gehört Zürn zu den profiliertesten Vertretern seines Faches in Deutschland. Bremen ist Standort des einzigen politikwissenschaftlich ausgerichteten Sonderforschungsbereiches der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG). Und Michael Zürn geht. Als Gründungsdirektor der ambitionierten Hertie School of Governance zieht er nach Berlin mit vielen lobenden Worten für eine Universität, die ihn stets aufs Beste unterstützt hat.

Die Bremer Blüte der Politologie ist eine der jüngsten Erfolgsgeschichten der Wissenschaft an der Weser. Fast unbemerkt hat sich die Universität mit dem einst schlechtesten Ruf im Land zu einem respektablen Forschungsstandort entwickelt. In einigen Bereichen gehört sie zu den besten in Deutschland, in zwei, drei Disziplinen genießt sie gar weltweites Renommee.

Als Kandidat im Wettbewerb um die deutsche Eliteuni wird sie (noch) nicht genannt. Dennoch zeigt sie exemplarisch, wie sich eine Hochschule unter schwierigen Bedingungen von ganz unten langsam in Richtung Spitze vorarbeiten kann. Starke und weitsichtige Persönlichkeiten in der Universitätsleitung sind dafür notwendig und eine strategisch steuernde Wissenschaftspolitik: nach innen hohe Identifikation mit der eigenen Hochschule; nach außen große Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit Wirtschaft und Gesellschaft. Wie man diese Faktoren geschickt kombiniert davon können andere Städte wie der gesamte Hochschulstandort Deutschland lernen.

Das kleinste und ärmste Bundesland beweist, dass es sich auszahlt, wenn eine Region seine Hochschulen pflegt. Heute verfügt Bremen neben der Universität über eine der lebendigsten Fachhochschulen. Die International University Bremen (IUB) ist einzigartig, und das Universum Science Center ist das erfolgreichste Wissenschaftsmuseum zum Anfassen in Deutschland. Das Universum zieht jedes Jahr 500000 Besucher an, die IUB lockt hochkarätige ausländische Studenten in die Hansestadt. Und beide sind ebenso wie der Technologiepark mit seinen über 300 Firmen mit Hilfe der Universität entstanden.

Bremen hat deshalb Chancen, sich bald mit dem Titel Stadt der Wissenschaft schmücken zu dürfen. Immerhin gelangte die Stadt beim gleichnamigen Wettbewerb des Stifterverbandes für die deutsche Wissenschaft neben Göttingen, Tübingen und Dresden (siehe Kasten) unter die letzten vier Kandidaten.

Verwundert hat es die Bremer nicht. Ich sage meinen Kollegen aus den traditionellen Universitätsstädten immer: *Wir* sind besser als unser Ruf. Bei dem betonten *Wir* zeigt Jürgen Timm auf seine Brust. Eine automatische Geste. Bremen, die Universität, die florierenden Wissenschaften, Jürgen Timm. All das gehört zusammen wie die berühmten vier Stadt–Musikanten. 20 Jahre leitete Timm die Hochschule, ein Beispiel, wie wichtig (und hierzulande sträflich unterschätzt) die Person an der Spitze einer Universität ist.

Mit den Ideologen auf Talfahrt

Als er 1982 zum Rektor gewählt wird, befindet sich die Bremer Universität am Ende einer zehnjährigen Talfahrt. Schon bald nach ihrer Gründung hatte sich die Ideologie der Hochschule bemächtigt. DKPisten, Maoisten und Mittwochsozialisten stritten über den Weg ins kommunistische Paradies. Studenten verfassten Seminararbeiten zur Kultur der Arbeiterklasse unter den Bedingungen des Sozialismus. Der Uni–Betrieb war durch Streiks gelähmt, man diskutierte über die Einheitsnote für alle.

Selbst die einstigen Betreiber der Uni–Gründung, Bremens Gewerkschafter und Sozialdemokraten, verloren die Freude an der neuen Einrichtung. Außerhalb der Stadt machte das Wort von der roten Kadernschmiede die Runde. Und selbst die Bremer Abiturienten zogen es vor, in Hamburg, Münster oder Göttingen zu studieren. Langsames Ausbluten oder inoffizielle Neugründung hieß die Alternative, vor der die Hochschule stand. Bremen entschied sich für den Wandel und für Timm als seinen obersten Architekten.

Der Amtsantritt des Mathematikers ist noch umstritten (Timm verkauft die Uni ans Kapital). Bei seiner dritten Wiederwahl erzielt er schließlich ein Ergebnis, das tatsächlich an sozialistische Einheitsparteien erinnert. Dazwischen liegt eine Zeit steter Reformen. Dass diese mitunter kaum als solche wahrgenommen wurden, weil sie leise daherkamen und häufig im Konsens beschlossen wurden, ist Timms größter Verdienst. Bis heute laden seine freundliche Art und sein bescheidenes Auftreten einfache Anzüge, das schütterere Haar über den Kopf gekämmt, der Seemannsbart dazu ein, ihn zu unterschätzen.

Dabei ließ sich der neue Rektor bereits ganz früh in einem persönlichen Vertrag vom Senat zusichern, was er für den Umbau braucht: Macht und Geld. Timm drängt die Politik aus der Hochschule und verpflichtet die Professoren auf die Forschung. Die hat bis dahin in Bremen nur wenig gegolten, was zur Folge hatte, dass die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) die Bremer Universität in den ersten 14 Jahren ihres Bestehens nicht als Mitglied aufnimmt. Also muss die Hochschulleitung selbst DFG spielen. Sie lädt auswärtige Gutachter ein und fördert nach deren Urteil die guten Forscher der Hochschule. Die weniger guten werden kurz gehalten. Rund zehn Prozent des Haushaltes kann Timm für die interne Forschungsförderung einsetzen; keinem Rektor einer staatlichen Universität dürfte je mehr Spielgeld zur Verfügung gestanden haben.

Früher als viele andere Hochschulen verabschiedete sich Bremen vom Gießkannenprinzip der Förderung und setzte Schwerpunkte: in der Informatik, der Sozialpolitik und den Materialwissenschaften, in der Umwelt– und Kognitionsforschung, bei Luft– und Raumfahrt. Zudem verpflichtet die Leitung die Professoren auf konkrete Ziele, insbesondere beim Einwerben von Forschungsgeldern von staatlichen wie privaten Sponsoren. Seit dem vergangenen Jahr ist das Heranschaffen einer bestimmten Menge an Drittmitteln sogar fester Bestandteil der Vertragsverhandlungen bei jeder Neuberufung.

Mittlerweile fördert die DFG sieben Sonderforschungsbereiche in Bremen. Von Mal zu Mal hat sich die Universität beim Förder–Ranking der DFG weiter nach vorn geschoben. Bei den Ingenieurwissenschaften belegt Bremen bereits den fünften Platz. Mehr als dreißig Prozent des Uni–Haushalts stammt heute aus Drittmitteln, in Deutschland eine Spitzenposition. Als Jürgen Timm vor anderthalb Jahren sein Rektorat beendet und zum Bremer Technologiebeauftragten wird, spricht DFG–Präsident Ernst–Ludwig Winnacker vom Wunder an der Weser.

Eine kluge Berufungspolitik hat daran großen Anteil. Statt auf große, teure Namen setzte man auf vielversprechende junge Leute und auf Forschungsnischen. Gerold Wefer zum Beispiel kam 1985 nach Bremen, als Nummer drei der Berufsliste. Die ersten beiden hatten abgesagt. Wefers Fachgebiet, die Meeresforschung, war bis dahin in Bremen kaum präsent. Heute ist die Stadt zusammen mit Bremerhaven in dieser Disziplin ein weltweites Zentrum. Aus dem kleinen Zweiprofessorenbetrieb machte Wefer erst einen inneruniversitären Schwerpunkt, dann einen Sonderforschungsbereich. Da war es schließlich nur folgerichtig, dass die DFG Bremen 2001 den Zuschlag gab, als sie beschloss, ein Forschungszentrum in diesem Bereich zu errichten – die größte Auszeichnung der DFG mit der höchsten Fördersumme. Schließlich arbeiteten mittlerweile auch ein Max-Planck-Institut und das Alfred-Wegener-Institut für Polar- und Meeresforschung hier.

Gerold Wefer hätte an Universitäten mit klingenderen Namen gehen können. Doch er blieb. Man kümmert sich hier um seine Leute, sagt der Forscher. Das gilt nicht nur für die Hochschulleitung, sondern auch für die Politik. Das einst zerrüttete Verhältnis ist fast zur Liebesbeziehung geworden. In keinem Bundesland hört man so viel gegenseitiges Lob aus Universität und Hochschulverwaltung. Die jammern nicht, sondern zeigen mit ihren Stärken, wo es sich lohnt zu investieren, sagt Staatsrat Rainer Köttgen aus der Wissenschaftsbehörde. Wo sonst komme es vor, fragt Michael Zürn, dass der Chef eines Bundeslandes als Gast in einer Uni-Veranstaltung sitzt? Unangemeldet, wohlgeemert, wie es Bürgermeister Henning Scherf mitunter macht.

Keine Angst vor Wirtschaftsnähe

Ein sehr enges Verhältnis der Eliten zueinander diagnostiziert der Politikwissenschaftler Zürn in Bremen. Das führt zu gegenseitiger Befruchtung. Keine Stadt hat mehr Stiftungsprofessuren als Bremen. Der Preis für ausgezeichnete Lehre wird jedes Jahr im Festsaal der Handelskammer überreicht. Der Neujahrsempfang der Universität findet im Rathaus statt. Und reicht das Geld nicht, improvisiert man. Als die Hochschule den Fertigungstechniker Ekkehard Brinksmeier nach Bremen locken will, seine Berufung jedoch an dessen teuren Labors und Werkstätten zu scheitern droht, kommt ein Zufall zur Hilfe. Eine Firma geht Pleite, die auf dem gleichen Gebiet arbeitet, und der Uni-Rektor ersteigert die benötigten Maschinen persönlich aus dem Unternehmensnachlass.

Meeresforscher Wefer schwärmt vom lockeren Klima an der Universität, durchaus ein Vermächtnis der alten linken Zeiten. Der Praxisbezug wird bis heute in Bremen groß geschrieben, die Interdisziplinarität ebenso. Da es in Bremen niemals Ordinarien und feste Institute gegeben habe, sagt Politologe Zürn, sei die Bereitschaft, über Fächergrenzen hinweg zusammenzuarbeiten, deutlich höher als an Traditionsuniversitäten im Süden. Ein anderes Gründungsprinzip, die gesellschaftliche Verantwortung der Wissenschaft, wurde zum Nutzen für Stadt und Region umdefiniert und wird heute recht unverblümt als Wirtschaftsnähe buchstabiert.

Pädagogen und Historiker, Juristen und Sprachwissenschaftler profitieren davon kaum. Ihr Image ist, bis auf ein paar Ausnahmen, weiterhin schlecht. Es hat Symbolkraft, dass die Geisteswissenschaften im ältesten Gebäude hausen, einem Kasten aus Beton. Hier soll der Generationswechsel fast ein Drittel der Professorenstellen wird bis Ende 2007 frei – den Wandel bringen. Der wird in Zukunft schwieriger werden. Die vom Bund zur Haushaltssanierung in den Stadtstaat gepumpten Sondermittel werden nach 2004 kaum noch so üppig fließen. Immerhin 500 Millionen Euro gingen davon über sieben Jahre an die Wissenschaft. Dennoch sollen Wissenschaft und Hochschulen eine Priorität in der Stadt bleiben. Die Universität gehöre schließlich zum Besten, was wir haben in Bremen, sagt Bildungssenator Willy Lemke – neben Werder, versteht sich.